

Bischöfin Petra Bosse-Huber, EKD

Misericordias Domini, 23. April 2023, 10 Uhr

Predigt über 1. Petrusbrief 5, 1-4

Friede sei mit euch!

Liebe Gemeinde,

hören Sie den heutigen Predigttext aus dem 1. Petrusbrief 5, 1-4:

Mahnungen an die Ältesten und die Gemeinde

¹ Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll: ² Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, ³ nicht als solche, die über die Gemeinden herrschen, sondern als Vorbilder der Herde. ⁴ So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen.

Sämtliche Bibeltexte, die wir am heutigen Sonntag Misericordias Domini gehört haben, verwenden die einprägsame Bildsprache vom Hirten und seiner Herde. Seltsam aus der Zeit gefallen hören sich diese Worte heute an. Manch einem erscheint das Hirtenidyll romantisch verzeichnet oder kitschig-verlogen zu sein. Gerade politische oder religiöse Machthaber, die sich zwar öffentlich als fürsorgliche Hirten inszenieren, aber hinter den Kulissen gewissenlos ihre eigenen Machtinteressen verfolgen, haben das Hirtenbild tief beschädigt. Sexualisierte Gewalt, Klimakatastrophe und Krieg befördern diesen Vertrauensverlust noch bei denen, die sich nicht gerne als „Herde“ für dumm verkaufen lassen. Dennoch schleicht sich bei mir beim Bild des Hirten auch eine Ahnung kindlicher Geborgenheit ein. Ich erinnere mich an ein Lied, das wir im Velberter Kindergottesdienst oft gesungen haben: „Weil ich Jesu Schäflein bin, freu ich mich nur immerhin über meinen Guten Hirten...“ Verse, die Henriette von Hayn in Herrnhut am 8. August 1772 für ihre Freundin zu deren Geburtstag dichtete. Vielleicht gehört dieses einfache Kinderlied auch für manche unter Ihnen, liebe Gemeinde, zum ganz persönlichen Erinnerungsschatz. Jedenfalls erzählen viele Biografien davon wie die des Dichters Hermann Hesse oder die von Karl Barth, dem wichtigen Schweizer Theologen. Vielleicht werden bei einigen von Ihnen statt solcher Liedverse aber auch die schönen Worte des 23. Psalms wach, die wir eben miteinander gebetet haben: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln...“ und einige Verse später „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“

Der Hirte, der seine Schafe hütet, das ist ein emotional durchaus widersprüchliches Bild. Wer mag sich schon gerne mit einem blökenden Herdentier identifizieren? Und wer hält die einsame Hirtengestalt noch für ein zeitgemäßes Leitungsideal in unserer Postmoderne der vermeintlich flachen Hierarchien? Dennoch lockt aber gerade diese so fremde und abständige Hirtenexistenz in unserer Zeit erstaunlich viele Menschen aus ihrer sicheren Deckung. Es gibt da eine verblüffende Renaissance: Schafe zu hüten, einmal selbst

- wenigstens für eine kurze Zeit - Hirte zu sein, das kann man heute für teuer Geld buchen und dann in der freien Natur bei Wind und Wetter in einem Selbsterfahrungskurs ausprobieren. Oder man kann das Hirtenleben mit all seinen Freuden und Härten in einem Führungsseminar für Manager erproben und daraus vielleicht etwas Hilfreiches für den eigenen Alltag im Konzern lernen. Oder wie wäre es mit dem Angebot für die etwas Vorsichtigeren und Zurückhaltenderen unter uns: Einige Tage in der Lüneburger Heide mit einer Heidschnuckenherde, im Schwarzwald oder in Brandenburg mit einer Schafherde und ihrem Hirten, ihrer Hirtin unterwegs zu sein und ihn oder sie bei der Arbeit zu beobachten und zu begleiten?

Ist das nun tatsächlich Idylle? Oder ist es bei näherem Hinschauen nicht eher das krasse Gegenteil?! Nein, in einer idyllischen, perfekten Welt bräuchte es keine Hirtin und keinen Hirten. In einer heilen Welt müsste die Herde nicht vor Gefahren und Abgründen oder in finsternen Tälern vor Gewalttätern geschützt werden. Dann wären Hütende genauso überflüssig wie Hirtenhunde. Kein Hirte bräuchte dann noch so etwas wie „Stecken und Stab“ als notwendige berufliche Bewaffnung.

Im 1. Petrusbrief ist insgesamt 20-mal vom Leiden der Christinnen und Christen die Rede. Davon, dass Menschen erfahren, wie das eigene Bekenntnis zum christlichen Glauben sie in Konflikt bringt mit ihrer Umgebung. Das kann im Privaten ebenso wie im Beruflichen geschehen, in der Familie ebenso wie in der Öffentlichkeit. Ganz fremd ist uns das auch heute nicht: Selbstverständlich und öffentlich weitgehend akzeptiert sind Kirche und Religion in der Bundesrepublik Deutschland 2023 schon lange nicht mehr. Vielleicht hier in Berlin noch weniger als in manchen anderen Regionen Deutschlands. Da gilt es für uns Menschen des Glaubens allzu häufig feindseligen Konfrontationen, altgedienten Klischees und neuen Vorurteilen Stand zu halten. Aber auch berechtigte Kritik auszuhalten. Nichts scheint heute so von gestern zu sein wie die Begeisterung für einen persönlichen Glauben an Jesus Christus, für eine eigene religiöse Überzeugung, für das Ideal von Geschwisterlichkeit und Nächstenliebe, von Gemeinschaft und Zusammenhalt. Im Petrusbrief wird diese schmerzliche Erfahrung sehr persönlich beschrieben: Man fühle sich als „Fremdling und Pilger“ (2,11) heißt es dort, als Außenseiterin, unverstanden, ausgegrenzt und getrennt von den anderen. Man hat sich vom gesellschaftlichen Mainstream, von dem, was als „normal“ gilt, weit entfernt. Vermutlich war der Leidensdruck für die Christinnen und Christen in Kleinasien damals ungleich belastender als für uns heute im westlichen Europa. Eher vergleichbar mit aktuell bedrängten und verfolgten Christen in Äthiopien, Nigeria oder Indien. Aber als christliche Minderheit in einer säkularen Gesellschaft weitgehend auf Unverständnis, Gleichgültigkeit oder auf aggressive Ablehnung zu stoßen, das lässt auch heute Menschen in unseren Gemeinden nicht kalt und macht sie häufig dünnhäutig und müde.

Nicht gezwungen, sondern freiwillig! Ich glaube, es gibt eine Schnittmenge zwischen der Gemeinde damals in Kleinasien und uns heute: Gemeindliches Zusammenleben damals beruht genau wie heute ganz wesentlich auf persönlicher Zustimmung. Menschen sind freiwillig im Gottesdienst oder in der Gemeinde. Wo dieses tiefe Einverständnis aber in einer Gemeinschaft bröckelt, da kann auch eine Jahrhunderte alte Institution wie die Kirche ganz schnell instabil werden. Dann, das erleben wir gerade in der Gegenwart, ist sie eben nicht auf Felsen, sondern lediglich auf Sand gebaut. Kirche lebt von Freiwilligkeit und Akzeptanz. Nicht gezwungen, sondern freiwillig! Deshalb ist auch Freiwilligkeit und Ehrenamt für uns in der Kirche, und natürlich auch in der übrigen Gesellschaft, solch ein unersetzlicher Schatz. Gemeinden verdanken ihre Ausstrahlungskraft und Lebendigkeit den motivierten Menschen, die gerne, leidenschaftlich und engagiert mittun. Die als Ehrenamtliche oder beruflich Tätige Zeit, Erfahrung und Kraft einbringen und hier eine erfüllende Tätigkeit finden. Deshalb gilt auch dieses seltsam altmodische Wort „Weidet die Herde Gottes ... nicht gezwungen, sondern freiwillig“ (5,2) eben nicht nur den Leitenden, sondern allen

Mitarbeitenden in der Gemeinde. Wo Mitarbeitende im Kindergottesdienst, Verwaltungsleute, Gruppenleitende, Chormitglieder, Domkirchenräte, Dompredigerinnen, Küster, Kirchenmusiker und viele andere engagiert und freiwillig mit anpacken, da entsteht ein Raum für den ansteckenden Geist der Freiheit. Da weht ein frischer Wind durch die alten Räume eines Doms und wirbelt den alten Staub auf. Da wird gelüftet, laue Frühlingsluft strömt ein und es werden Mief und Muff, Eitelkeiten und Zwang, Verdruckstes und Abgestandenes vertrieben. Nicht gezwungen, sondern freiwillig!

Vertieft man sich weiter in den 1. Petrusbrief dann begegnet neben der Ermutigung, Leidenssituationen bewusst und selbstbewusst auszuhalten noch etwas Anderes, sehr Besonderes in der Nachfolge Jesu Christi: Es ist die Demut. Demut hat etwas Schillerndes. In einem demütigen Menschen kann die ganze Tiefe geistlicher Kraft aufleuchten. Gleichzeitig hat aber demütiges Getue in der Öffentlichkeit auch immer wieder als Deckmäntelchen für religiöse Manipulation und als Tarnung für brutale Täuschung und Ausbeutung von Menschen gedient. Echte Demut dagegen ermutigt dazu, einen Weg zu gehen, der nach menschlichem Ermessen zwar nur von einer Minderheit von Menschen gewählt wird, der aber dennoch für viele zu einem Weg der Gnade wird. Der Erzbischof von Canterbury Justin Welby hat das in der Trauerfeier für Queen Elizabeth II. im vergangenen September so ausgedrückt: „Jene, die dienen, werden geliebt und in Erinnerung bleiben- und jene, die sich an Macht und Privilegien klammern, werden vergessen.“ Oder um es biblisch zu sagen (5,5): „Gott widersteht den Hochmütigen und gibt den Demütigen Gnade.“ Letztlich richten nicht wir, sondern Gott selbst. Gott schaut selbst hinter die glattesten und glanzvollsten Kulissen und er deckt auch die grausamsten Machtmanipulationen auf. Demut als Lebensideal mag heute unpopulär sein, aber sie zieht gerade Menschen an, die wie der 34. Psalm es ausdrückt, „das Leben lieben und gute Tage“ sehen wollen (Ps 34, 13). Ein alter und gleichzeitig neuer, alternativer Lebensstil lockt hier: Achtzugeben aufeinander und achtsam umzugehen mit der geschundenen Schöpfung. Etwas, worauf in diesen Tagen so viele Klimaaktivisten mit großem Ernst aufmerksam machen. Sich freiwillig zu engagieren, ohne eine Gegenrechnung aufzumachen. Zivilcourage zu zeigen und Position zu beziehen, auch wo das etwas kostet. Eindeutig und klar erkennbar zu bleiben und sich bei Widerstand nicht gleich weg zu ducken. Ehrlich zu sein, auch wo das schmerzhaft ist. Es mag sein, dass es für solche einen Lebensstil weder Applaus noch Orden auf Erden gibt. Aber vielleicht werden dafür am Ende unserer Tage großherzig, liebevoll und gnädig in Empfang genommen. Statt mit Orden werden wir dann vielleicht mit Blumen erwartet, meint die Bibel. Nicht mit Blumen wie sie in unseren irdischen Vasen viel zu früh verblassen, sondern mit der „unverwelklichen Krone der Herrlichkeit“. Ich habe mir bei diesem Bild des Epheserbriefes immer vorgestellt, wie dieser „Erzhirte“ keinen Lorbeerkrantz, sondern eine kunstvolle Blumenkrone aus bunten Anemonen in den Händen hält, wie sie jetzt im Frühling in Israel blühen und sie überreicht. Nur dass diese Anemonen unverwelklich sind. Ein Ausdruck unvergänglicher Freude. Was für ein liebevolles poetisches Bild!

Eine besondere Pointe heben sich unsere Bibelsätze bis zum Schluss auf: Nicht als die, die herrschen, sondern als Vorbilder der Herde, heißt es da. Es gibt vielleicht nur einen einzigen, der für seine Herde ohne Abstriche als Vorbild taugt. Einer, der nicht korrumpierbar und selbstverliebt leitet oder seinem eigenen Profit nachjagt. Einer, der sich nicht als Herrscher aufspielt und seine Leute für die eigenen Interessen missbraucht, sondern sich mit Haut und Haar für seine Leute einsetzt. Einer, der für den Profit der Gegenwart nicht die Zukunft von kommenden Generationen aufs Spiel setzt. Ja, der, wo es ernst wird, sogar sein eigenes Leben hingibt. Am Kreuz. Er wird hier der „Erzhirte“ genannt, der „oberste Hirte“: Jesus Christus, von Gott selbst als Hüter der Menschen eingesetzt. Jesus Christus taugt als einziger zum Vorbild für die kirchlich Verantwortlichen ebenso wie für alle anderen Mitarbeitenden. Und er liefert auch den entscheidenden machtkritischen Maßstab für alle Verantwortlichen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Dieser Erzhirte

schaut dir in die Augen und fragt: Wem dienst du hier eigentlich? Dir selbst, deinen Eitelkeiten und Interessen oder dem Wohl des Ganzen? „Dienst du der Herde, die dir anvertraut ist?“ Der heutigen Herde aber auch den kommenden Generationen? Tust du, was du tust „um des schändlichen Gewinns willen“ oder „von Herzensgrund“? Wenn wir irgendwo lernen können, heute glaubwürdig und nachhaltig zu leben, dann bei ihm. Jesu Umgang mit Macht heißt nichts anderes, als bei jedem einzelnen seiner Herde auszuharren, koste es, was es wolle. In Glück und Leid, im Leben und im Sterben. Bei den Schwachen auszuharren, indem er sie stärkt. Den Kranken nicht von der Seite zu weichen, sie zu berühren, zu trösten und zu heilen. Bei den Verwundeten zu wachen und ihre Wunden zu verbinden. Zu den Verirrten und Geflüchteten zu gehen und sie in einen Schutzraum und Asyl zu führen. Die Verlorenen zu suchen und sie in Sicherheit zu bringen. (angelehnt an Hes. 34, 4) Hier bei Jesus Christus können wir ethisch Maß nehmen: Nicht als die, die herrschen, sondern als Vorbilder der Herde! Die Demut, die es bei diesem „Erzhirten“ zu lernen gilt, entfaltet eine doppelte Kraft: Einerseits ermutigt sie, Jesu Spuren im eigenen Leben zu folgen und zu versuchen, tapfer in seinen Jesu Fußstapfen zu wandeln. Manchmal beschwingt, manchmal aber auch stolpernd. Gleichzeitig bläut mir diese Demut aber auch ein, unterwegs auf den holprigen Wegen dieser Welt nicht zu vergessen, dass seine Fußspuren oft viel zu groß für mich sind. Solch eine demütige Erkenntnis kann wunderbar entlastend sein: Es ist gut, gesund für Körper und Seele, meine eigenen Grenzen zu kennen. Ich muss in der Nachfolge Jesu nicht alles selbst schultern und die Welt retten. Gott wird sein Werk tun und ich lerne, heiter und gelassen mit den anderen Menschen guten Willens mich auf das zu konzentrieren, was uns möglich ist.

Lassen Sie uns deshalb Christi verheißungsvollen Spuren folgen, voller Zuversicht und Vertrauen auch in eine für uns verborgene und manchmal beängstigende Zukunft! Dafür stellen wir uns gemeinsam unter den Segensspruch am Ende des 1. Petrusbriefes (5, 10f.): „Der Gott aller Gnade aber, der euch berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus, der wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, aufrichten, stärken, kräftigen, gründen. Ihm sei die Macht in alle Ewigkeit. Amen.“

Bischöfin Petra Bosse-Huber, Hannover

